

Vertreter der lutherischen Kirche aus Taiwan konnten jedenfalls ohne Schwierigkeiten einreisen. Der Chef der Sonderverwaltungsregion Hongkong, *Tung Chee-hwa*, benutzte die Gelegenheit seines Grußworts, vor der Versammlung zum ersten Mal nach der Rückkehr Hongkongs vor einem internationalen Gremium zu bekräftigen, daß die Religionsfreiheit sowie die kirchliche Trägerschaft für Schulen, Krankenhäuser und Sozialeinrichtungen auch in Zukunft nicht gefährdet seien. Mit Spannung war erwartet worden, wie die Vollversammlung die Frage der Menschenrechte behandeln würde. Die vom Grundsatz- und Weisungsausschuß schließlich vorgelegte Menschenrechtserklärung enthielt einen Passus, in dem davon die Rede war, daß es etliche Aspekte der Menschenrechtssituation in China gäbe, die ernste und legitime Sorgen bereiteten. Konkret genannt wurden die Behandlung und Inhaftierung von Dissidenten, die weitverbreitete Anwendung der Todesstrafe und Verstöße gegen

rechtsstaatliche Verfahren in Kriminalprozessen und bei den Haftbedingungen.

Eine Mehrzahl der Delegierten, vor allem Vertreter der asiatischen Kirchen, sprachen sich gegen die vorgeschlagenen Formulierungen aus, da sie China beleidigen müßten und als „Einmischung in die inneren Angelegenheiten“ abgelehnt werden würden. Auch würde das Verhältnis der Kirche Hongkongs zu China beeinträchtigt. Die Vollversammlung entschied sich dazu, die inkriminierten Formulierungen zu streichen. Das hatte zur Folge, daß die Mehrheit der Delegierten dafür votierte, keine Erklärung zu den Menschenrechten abzugeben. Der Vorgang macht deutlich, wie sensibel die Frage der Menschenrechte im Hinblick auf China ist. Es ist aber auch ein bedrückendes Zeichen dafür, wie eine christliche Kirche hinter dem prophetischen Auftrag, Anwalt der Rechte der Menschen zu sein, zurückbleibt, wenn sie andere Rücksichten stärker gewichtet.

Georg Evers

Fremd und ansprechend

Arundhati Roys Roman „Der Gott der kleinen Dinge“

Ein Roman einer indischen Autorin wurde in diesem Herbst zum literarischen Erfolg. Arundhati Roy beschreibt in „Der Gott der kleinen Dinge“ das Leben einer christlichen Familie in Kerala. Martin Kämpchen, Germanist und Religionswissenschaftler, der seit fast 20 Jahren in Indien lebt, hat für uns den ungewöhnlichen Roman gelesen und ordnet ihn in seinen indischen Kontext ein.

Es hört sich an wie ein orientalisches Märchen: Eine junge und schöne Frau in Indien schreibt heimlich, ohne es jemandem mitzuteilen, vier Jahre lang an einem Roman. Es ist ein Roman, der Erlebnisse ihrer Kindheit verarbeitet und in ihrer Kindheitslandschaft angesiedelt ist. Sie zeigt das Manuskript einem Lektor, der es auf eine Zugreise mitnimmt, die er nicht beendet. Denn aufgeregt springt er auf der Strecke an einem Bahnhof heraus, um die junge Frau anzurufen. Er gratuliert ihr begeistert und bewegt zu dem Manuskript. Es solle in England erstveröffentlicht werden, entscheidet der Lektor, und dem Weltmarkt zugänglich gemacht werden, es dürfe nicht in Indien hängenbleiben. Er schickt das Manuskript an einen literarischen Agenten in London, der sich nach Lektüre ins erste Flugzeug setzt und nach Indien fliegt, um die Autorin zu bitten, ihr das Manuskript zu überlassen. Tatsächlich versteigert er das Manuskript in England meistbietend und verkauft die Übersetzungsrechte in alle Herren Länder. Die Autorin erhält einen märchenhaft hohen Vorschuß. Noch bevor ihr Roman erschienen ist, steht überall in Indien ihr Bild auf den Titelseiten der Magazine. Die Kritiker loben einstimmig ihr Werk, es steht auf den Bestsellerlisten vieler Länder, und das Buch erhält schließlich den Booker-Preis, den angesehensten Literaturpreis, den Eng-

land für englischsprachige Werke aus dem ehemaligen britischen Commonwealth zu vergeben hat. Die schöne und junge Autorin strahlt und sagt, daß sie vielleicht nie mehr ein Buch schreiben werde.

Wenn das kein Märchen ist – so phantastisch und unglaublich, wie eben nur der Orient Märchen erdichten kann! Doch diesmal handelt es sich nicht um ein ausgedachtes Märchen, sondern um die „märchenhafte“ Wirklichkeit. Die Autorin heißt *Arundhati Roy* und ihr Roman „Der Gott der kleinen Dinge“, der im August 1997 auch in deutscher Übersetzung erschienen ist (Karl Blessing Verlag, München; übersetzt von Anette Grube). Der Vorgang beweist, wie nahe sich die Medienwelt und die Phantastik der Märchen sein können. Die sich überstürzende Schnelligkeit, in der die Ereignisse ihren Lauf nahmen, wird notwendig durch die elektronische Kommunikation, die Sensationslüsternheit des Publikums und die Macht des großen Geldes. Diese Schnelligkeit wirkt phantastisch, weil die „alltägliche“ Wirklichkeit ihren langsameren Rhythmus hat, bei dem die Gefühle der Menschen noch mitkommen.

Das wirklich Erstaunliche ist jedoch, daß im Mittelpunkt dieser Aufregung kein Buch mit der erfolgssicheren Mi-

schung von *Sex and Crime*, von *High Life* und einer unterhaltsam dahinfließenden Erzählhandlung steht, sondern eine komplexe, literarisch anspruchsvolle Darstellung von uns in Europa fremden Lebenszusammenhängen. Die Lebensentwürfe der beschriebenen Menschen, ihre kulturspezifischen Probleme spiegeln nicht unsere mitteleuropäische Situation wider. Kulturell bietet uns der Roman kaum Identifikationsmöglichkeiten. Und dennoch – weltweit – dieser Erfolg bei der Kritik und beim Leser! Insgesamt, so verlautete angelegentlich der Booker-Preisverleihung Mitte Oktober, sind in sechs Monaten rund 600 000 Exemplare des Buches verkauft worden. Allein in Deutschland sollen es zu jenem Zeitpunkt über 70 000 gewesen sein. Wie ist dieser Erfolg zu erklären?

Für Europäer fremde Lebenszusammenhänge

Im Mittelpunkt des Buches steht die Geschichte einer syrisch-christlichen Familie in einer Kleinstadt der südindischen Provinz Kerala. Ihre Geschichte umspannt das Leben von drei Generationen. Mammachi und Pappachi, die Großeltern, werden in einem Kapitel vorgestellt, doch der Fokus ist auf die jüngste Generation gerichtet: die Zwillinge Rahel und Estha. Die Handlung kreist um etwa zwei Wochen im Leben der Familie, als die Zwillinge siebenjährig waren. Ihre Mutter, Ammu, ist von ihrem bengalischen Ehemann, einem Teeplantagenverwalter und Säufer, geschieden worden und, zusammen mit ihren beiden Kindern, ins Elternhaus der Kleinstadt Ayemenem zurückgekehrt. In Indien ist eine geschiedene Frau, vor allem wenn sie noch Mutter ist, gesellschaftlich verachtet; die Familie empfindet sie als Belastung und schämt sich ihrer.

In dieser psychologisch schwierigen Situation versucht die noch junge Ammu ihre Kinder aufzuziehen. Ihr Bruder Chacko hat ein ähnliches Fiasko erlebt. Als hochbegabter junger Mann ging er zum Studium nach Oxford und heiratete dort Margaret. Doch als die Ehe in die Brüche ging, kehrte Chacko nach Indien zurück und übernahm die familieneigene Marmeladenfabrik in Ayemenem. Nachdem der zweite Ehemann Margarets in England bei einem Unfall ums Leben gekommen war, lud Chacko sie und ihre Tochter aus zweiter Ehe, Sophie Mol, zu einem Erholungsurlaub nach Kerala ein. Im Zeitraum dieses Besuches spielt sich die Kernhandlung ab: Rahel, Estha und Sophie Mol freunden sich an, spielen miteinander am nahegelegenen Fluß und setzen heimlich in einem alten Ruderboot mehrmals über. Eines Nachts, nach einem heftigen Regen, überqueren sie erneut den geschwellenen Fluß; das Boot kentert. Während sich Rahel und Estha als geübte Schwimmer ans andere Ufer retten können, ertrinkt Sophie Mol.

Die Hauptperson des zweiten Handlungsstranges ist Velutha, ein begabter, kluger und gut aussehender Schreinerjunge, ein Unberührbarer. Er wohnt in einer Siedlung in der Nähe, ist von der Familie ausgebildet und gefördert worden, wird aber jetzt von Chacko für seine Fabrik ausgenutzt, in

der Velutha arbeitet. Die Haltung der Familie zu ihm ist ein herablassendes Wohlwollen, das sich genau der gesellschaftlichen Unterschiede und der Kastenlosigkeit des Jungen bewußt bleibt. Nur die Zwillinge haben ein unvoreingenommenes Verhältnis zu Velutha und lieben ihn als einfallsreichen Spielkamerad. Velutha und Ammu verlieben sich und treffen sich heimlich jede Nacht am Flußufer. Ihr Verhältnis bleibt jedoch nicht verborgen. Velutha muß sich in einem leerstehenden Haus am anderen Flußufer verstecken, zumal er mit dem Tod von Sophie Mol in Beziehung gebracht wird. Eine Abordnung von Polizisten spürt ihn dort schlafend auf, als auch Rahel und Estha aus Angst vor Strafe zum selben Haus geflohen sind. Sie werden Augenzeuge, wie die Polizisten Velutha brutal zusammenschlagen und halbtot mitnehmen.

Baby Kochamma, eine Großtante der Zwillinge, die auch im Haus lebt, hatte die Polizei von ihrem Verdacht, Velutha sei am Tod der kleinen Sophie Mol schuld, verständig. Als die Kinder nun die wahren Begebenheiten erzählen, werden sie von der Großtante dazu genötigt, falsch gegen Velutha, ihren Freund, auszusagen – um die Ehre der Familie und der Polizei zu retten. Sie werden in die dunkle Zelle geführt, wo Velutha mehr tot als lebendig auf dem nackten Boden liegt, und müssen gegen ihn lügen. Velutha stirbt am Tag darauf an seinen Verletzungen. Chacko wirft Ammu aus dem Haus; auch die Kinder müssen aus dem Haus verschwinden. Estha und Rahel sind für ihr Leben traumatisiert; gebrochene Menschen. Ammu stirbt, noch sehr jung, an Tuberkulose.

Diese Haupthandlung wird keineswegs so geradlinig erzählt, wie ich sie hier zusammengefaßt habe. Die Autorin wählt eine riskante Erzähltechnik der ständigen Rückblenden und Vorausblicke, der raschen Wechsel zwischen mehreren Zeitebenen; dazu flicht sie Nebenhandlungen ein, die vor allem die Vergangenheit der Figuren ausleuchten. Auf diese Weise werden der Erzählfluß und der Spannungsbogen immer wieder unterbrochen, der Leser hat Mühe, den Überblick zu behalten. Daß sich die Handlungsfäden nicht zu einem Knäuel verwirren, ist der Virtuosität zu verdanken, mit der Arundhati Roy die Erzählszenen ineinander verschachtelt.

Spiegel der indischen Wirklichkeit

Stück für Stück erzählt sie die gesamte Handlung und tastet sich zu jenen beiden Kernszenen vor, die sie bis zum Schluß aufspart, auf die sie jedoch von Anfang immer wieder hindeutet: die Verprügelung von Velutha und – bewußt danach, obwohl zeitlich früher – die liebende Vereinigung von Ammu und Velutha. So ergibt sich, aufs Ganze des Buches gesehen, dennoch ein weiter Spannungsbogen, und das Springen von einer Zeitebene in die andere wirkt eher als spannungssteigernde Retardation.

Die Preisjury des Booker-Preises hob den „linguistischen Erfindungsreichtum“ der Autorin hervor. Tatsächlich reißt

die sprachschöpferische Kraft des Romans neue Horizonte der Erfahrung auf, sie wühlt die Gefühle auf, zwingt den Leser, sich auf die Menschen der Geschichte einzulassen. Bedenkt man, daß Arundhati Roys Muttersprache Malayalam ist und daß sie niemals (wie andere indische Schriftsteller, die in Englisch schreiben) im englischsprachigen Ausland gelebt hat, ist ihre Beherrschung der englischen Sprache um so erstaunlicher. Viele Passagen des Buches sind aus der Perspektive der Zwillinge erzählt, die in Art von Kindern versuchen, ihre schwierige Wirklichkeit durch Spiele mit der Sprache zu bewältigen. Auch außerhalb dieser Kindesperspektive häufen sich Einfälle über Einfälle – manche sind sarkastisch, andere komisch oder melancholisch, wieder andere lakonisch und bitter.

Die charakteristischen Details eines Menschen oder einer Situation arbeitet Roy überscharf, mit plastischen Sprachbildern heraus. Ein ganzer Schwarm von Spracheinfällen zieht sich leitmotivisch durch den Text, die dem Buch trotz seiner komplexen Struktur in eine Einheit binden sowie eine eigentümliche Intimität zwischen den Romangestalten und den Lesern entstehen läßt. Allerdings entsteht während der Lektüre oft der Eindruck, ihre Sprachverspieltheit sei ungezügelt, es gelinge Roy letztlich nur, auffällig und originell zu sein; ihre Sprache sei überfrachtet. Gerade das haben Kritiker ihr vorgehalten. Obwohl größere Ökonomie nicht geschadet hätte, erscheint mir im Rückblick, daß der Erfindungsreichtum dennoch nie sich selbst dient, sondern die Handlung fortreibt und die Darstellung um so eindringlicher macht.

Wie Arundhati Roy bedienen sich viele indische Schriftsteller, die auf Englisch schreiben, der Wortspiele, der Lautmalerei, der Kalauer und Alliterationen, um die komplexe indische Wirklichkeit mit ihrem spannungsreichen Gemisch von Ethnien, Kasten, Religionen und Traditionen zu evozieren. Roys Vorbild *Salman Rushdie* sei genannt, sowie *Shashi Tharoor* und *Vikram Seth*. Die indische Literatur in den Regionalsprachen besitzt allgemein noch eine größere Nähe zur lyrischen Sprache als die europäische Literatur. Man bedenke, daß die indische Literatur bis zur Mitte des letzten Jahrhunderts von der Lyrik dominiert worden ist. Die Prosa und die Form des Romans haben recht spät – über die Rezeption der europäischen Literatur – in Indien Einlaß gefunden.

Die Szene des „Grauens“, in der der junge Velutha von den Polizisten mit sadistischem Vergnügen zu Tode geprügelt wird, erzählt die Autorin dagegen mit kalter Distanz; sie berichtet nur, noch weniger: sie zählt die gebrochenen Knochen, die Verletzungen und Verunstaltungen auf, die die Prügel dem Jungen zufügen. Kein Sprachspiel, kein Sprachbild. Und gerade darum geht dem Leser diese Szene durch Mark und Bein.

An diesem Foltortod des unschuldigen Schreinerjungen zeigt sich wie in einem Brennspiegel die Ungerechtigkeit in der indischen Gesellschaft. Ihre Ursache ist der *Kastendünkel*: die bewußte Herabsetzung des Wertes von ganzen Menschen-

gruppen aufgrund ihrer Geburt. Mit bösem Sarkasmus prangert Roy im gesamten Text die Perfidie der Unberührbarkeit an. Vor diesem Hintergrund gewinnt das Mysterium, daß sich hier zwei Menschen vereinen dürfen, die „eigentlich“ nicht zusammengehören, ihre tragische Dimension. Die „Gesetze der Liebe“ sind umgestoßen, das kann nicht gut gehen, die Nemesis folgt dem Glück auf dem Fuß.

Ich erinnere daran, daß Roy eine *christliche Familie* beschreibt. Ein Viertel der Bevölkerung von Kerala sind Christen; nirgendwo in Indien besteht eine größere Konzentration von Christen. Doch sind die Christen dort am Westrand Südindiens in eine Vielzahl von Konfessionen und Riten zersplittert. Die syrischen Christen etwa, aus deren Milieu die Autorin stammt, sind in eine syrisch-katholische, syrisch-orthodoxe und syrisch-protestantische Kirche unterteilt; die syrisch-katholische Kirche teilt sich weiter auf in einen syrisch-malabarischen und syrisch-malankarischen Meßritus. Die syrische Kirche besteht seit dem 4. Jahrhundert in Indien; die Thomas-Christen von Kerala leiten sich sogar von Gründungen des Apostels Thomas her, dessen Anwesenheit in Indien allerdings historisch zweifelhaft bleibt. „Der Gott der kleinen Dinge“ beschreibt das Leben einer syrisch-orthodoxen Familie. Baby Kochamma, die Großtante, konvertierte zum römisch-katholischen Glauben und wollte Nonne werden in der Hoffnung, ihrer großen Liebe, einem katholischen Missionar, auf diese Weise näher zu sein. Ihre Liebe blieb unerfüllt, und sie hat auch nach dem Austritt aus dem Konvent nicht geheiratet.

Christliche Kastenmentalität steht am Pranger

Nicht ohne die Mitwirkung der Christen ist Kerala übrigens heute die wirtschaftlich und gesellschaftlich am meisten fortgeschrittene Provinz Indiens. Sie ist hundertprozentig alphabetisiert, und das Bevölkerungswachstum ist auf Null gedrosselt – zwei Indikatoren, die eine gesellschaftliche Umwälzung anzeigen. Jahrzehntlang ist Kerala mit Unterbrechungen von Marxisten regiert worden; auch das hat seine Spuren in der gesellschaftlichen Bewußtseinsbildung hinterlassen. Seit den siebziger Jahren ist Kerala insbesondere durch den Petrodollar wohlhabend geworden: Zigtausende zogen als Arbeiter, Ingenieure, Hausmädchen in die Golfstaaten, verdienen märchenhaft hohe Gehälter, mit denen sie in der Heimat Land kauften, Häuser bauten, Fabriken errichteten, ihren großen Familien zu höherem Lebensstandard verhalfen.

Diese besondere Situation Keralas dient dem Roman als Hintergrund. Wie Arundhati Roy mit ätzender Deutlichkeit darstellt, haben sich die Christen die Kastenmentalität und damit das feudale Benehmen des Hinduismus zu eigen gemacht. Obgleich das Christentum in seiner Konzeption egalitär ist, obgleich es gerade ein Gegenentwurf zu den Ungleichheitsstrukturen der Hindu-Gesellschaft sein müßte, hat die menschliche Schwäche, andere Menschen beherr-

schen zu wollen (die im Hinduismus durch das Kastenwesen institutionalisiert ist), auch die indischen Christen ergriffen. Im Roman zeigt sich, wie unter der Oberfläche bürgerlich-liberaler Wohlanständigkeit Menschen andere unbeschadet brutal herabwürdigen und demütigen, was ihnen ein überhebliches Gefühl der Macht gibt. Dieses Gefühl zementiert eine verschwiegene Allianz zwischen Baby Kochamma, dem Polizeiinspektor, Chacko, dem Kommunistenführer, und einigen anderen Randfiguren, die sich verbinden, um Velutha, den Unberührbaren, zu zerstören und dadurch nach außen ihre Wohlanständigkeit zu behaupten.

Mit schmerzlichem Realismus legt Roy das Böse im Menschen offen – sie tut es ohne mildernde Umstände, ohne daß Aussicht auf „Erlösung“, auf Bestrafung der Übeltäter oder Rechtfertigung der Opfer bestünde. Zwei der Opfer, Velutha und Ammu, sterben einen einsamen, leidvollen Tod. Die beiden anderen Opfer, Rahel und Estha, sind unwiderlich für ihr ganzes Leben gezeichnet. In flüchtigen Strichen wird ihr Leben bis zum Erwachsenenalter nachgezeichnet: Estha kehrt zu seinem Säufervater zurück, Rahel bleibt bei der Mutter und wird mit ihr aus dem Haus geworfen. Nach dem Tod der Mutter wird sie eine mittelmäßige Studentin, läßt sich willenlos in die Ehe treiben, zieht mit dem Ehemann in die USA, trennt sich von ihm und kehrt nach Ayemenem zurück, als sie erfährt, daß auch ihr Bruder Estha dort wieder eingetroffen ist.

Nach zwei Jahrzehnten der Trennung sehen sie sich wieder. Ihre innere Übereinstimmung ist geblieben, doch ist es eine Übereinstimmung in der Trauer geworden, eine gemeinsame seelische Lähmung, die von dem „Grauen“ jener Tage übrig geblieben ist. Estha hat den Willen zu sprechen verloren. Baby Kochamma, die noch lebt, eine der Hauptakteurinnen jenes „Grauens“, gibt dagegen kein Anzeichen von Reue, zeigt keine Einsicht in ihre Mitschuld.

Das eigentliche Thema von „Gott der kleinen Dinge“ ist die Liebe – oder die Begrenzungen der Liebe. Hier finden wir auch den Schlüssel zu der anfänglichen Frage, wieso wohl dieser Roman, der soziale Zustände beschreibt, die uns fremd sind, auch in Deutschland ein so großes Echo findet. Der Schriftstellerin ist es gelungen, die Schicksale ihrer Romangestalten derart zu *universalisieren*, daß sie uns alle in den Bann ziehen.

Sie weist selbst darauf hin, wenn sie zum Ende des ersten Kapitels schreibt: „Zu sagen, daß alles anfang, als Sophie Mol in Ayemenem eintraf, ist nur eine Möglichkeit, die Sache zu sehen. Mit gleichem Recht könnte man behaupten, daß alles vor Tausenden von Jahren anfang, lange bevor die Marxisten an die Macht kamen. Bevor die Briten Malabar einnahmen, vor der Machtübernahme der Holländer, bevor Vasco da Gama eintraf, bevor der Zamorin Calicut eroberte... Man könnte behaupten, daß alles anfang, lange bevor das Christentum in einem Boot ankam und nach Kerala hineinsickerte wie Tee aus einem Teebeutel. Daß es wirklich begann in den Tagen, als die Gesetze der Liebe erlassen wurden. Die Gesetze, die festlegten, wer wie geliebt werden sollte. Und wie sehr“ (S. 45).

Diese Worte von den „Gesetzen der Liebe“ ziehen sich wie ein Mantra durch den gesamten Roman. Diese Liebe und Liebesunfähigkeit gehen uns alle an. Nicht die christliche Liebe ist gemeint, sondern jene halbe, unvollkommene Liebe, die auf menschliches Vermögen zugeschnitten ist: eine Liebe, die auf menschliches Vermögen zugeschnitten ist: eine Liebe, die „Gesetze“ braucht und, statt sich zu verschenken, sich einmal so, einmal anders, einmal mehr, einmal weniger mitteilt: der eigenen Familie mehr, dem Unberührbaren weniger. Die Tragik, die sich in diesem Roman widerspiegelt, ist, daß das „Gesetz“ nicht durch die echte *caritas* überwunden werden kann. Martin Kämpchen

Kurzinformationen

Antijudaismus-Kolloquium im Vatikan

„Der Antisemitismus ist in keiner Weise zu rechtfertigen und absolut verdammenswert.“ So lautete der Kernsatz der Ansprache von Johannes Paul II. vor Teilnehmern eines Symposiums in Rom, das sich mit den „Wurzeln des Antijudaismus im christlichen Bereich“ befaßte. Das Symposium fand vom 30. Oktober bis zum 1. No-

vember auf Einladung der Theologisch-Historischen Kommission des vatikanischen Komitees für das Jahr 2000 (Präsident: Kardinal *Roger Etchegaray*) statt. Rund 60 Bischöfe und Wissenschaftler aus aller Welt nahmen daran teil, darunter auch protestantische und orthodoxe Experten, jedoch keine jüdischen. Der Präsident der Theologisch-Historischen Kommission, der Dominikaner *Georges Cottier*, Theologe des Päpstlichen Hauses, nannte als Zweck des Kollo-

quiums, dem Papst fundiertes wissenschaftliches Material an die Hand zu geben, das er für die historische Gewissensforschung nutzen könne, zu der er die Christen zum Heiligen Jahr 2000 aufgerufen habe. In seiner Ansprache ging der Papst sowohl auf die christlichen Quellen des Antisemitismus als auch auf die Haltung der Christen zum Holocaust ein. In der christlichen Welt habe es lange Zeit falsche Interpretationen des Neuen Testaments gegeben in bezug auf die ver-